

Am Sonntag Nachmittag.

---



wert ist, Unterweisung im christlichen Glauben bekommen. Am Festtage selbst fand er sich schon in aller Frühe vor der Schwesternwohnung ein. Geistig war er schon gut vorbereitet auf den heiligen Akt, dagegen ließ sein Äußeres noch viel zu wünschen übrig. Der Ärmste war ja seit Jahr und Tag von keinem Menschen mehr gepflegt worden, und sein schwarzer Wollkopf war so verfilzt, daß durch diesen Urwald und seine Bewohner kein Tropfen Taufwasser durchgekommen wäre. Ich griff daher zur Schere, hatte aber meine liebe Not, das Dickicht zu lichten. Toma selbst erkannte, daß da eine gründliche Reinigung not tue und setzte sich daher, als ihm die Haare gehörig zugestutzt waren, hart neben ein Wasserfaß. Ich verstand ihn, holte eine Bürste und setzte ordentlich drauf los, bis endlich alles rein und proper war. Toma fühlte sich wie neugeboren; er suchte mit beiden Händen in der Luft umher, und ich glaube, er hätte vor Freude getanzt, wenn seine verstümmelten Füße es zugelassen hätten. Zum Schluß bekam er ein aus vielen kleinen Stücken zusammengefügtes Hemd und eine Mütze, die auch nicht mehr neu war. Sein eigentliches Festgewand war eine weiße Hose. So ausgestattet ging er zur hl. Taufe und kam freudestrahlend als Kind Gottes zurück. Sein neuer Name lautet „Damian“; möge ihm der liebe Gott die Gnade geben, das Gewand der Taufgnade unbefleckt bis zum Tode zu bewahren, der ja menschlich gesprochen, bei ihm nicht mehr allzufern sein kann.

Das blinde Mädchen aber, das ich vorhin erwähnte, hatte früher zwei Jahre lang die protestantische Missionschule besucht und war dann zu uns gekommen; zuerst, wie sie offen eingestand, aus reiner Neugierde. Sie wollte hören, was denn unsere Missionäre lehrten; denn alles im ganzen Lande sprach von diesen neuangeworbenen Männern und von dem strengen Leben, das sie führten. Ihre ursprüngliche Absicht war, bloß 14 Tage zu bleiben; als sie aber einmal da war, öffnete sich das Geistesauge des blinden Mädchens; sie erkannte, daß sie erst hier die volle Wahrheit gefunden und blieb nun dauernd da. Niemand lernte eifriger und fleißiger als sie, und am genannten Dreikönigstage wurde sie auf den Namen „Ottilia“ getauft.

Damit ist die Zahl der hiesigen Neuchristen auf 1747 gestiegen, und sie ist gottlob noch in beständigem Wachsen begriffen. Möchte doch der liebe Gott allen Heiden, diesen armen blinden Menschen, das Geistesauge öffnen, daß sie den Weg des Heiles finden und der einen, heiligen katholischen Kirche eingegliedert werden. Das gebe der allmächtige Gott und schenke uns auch in Bälde wieder den heißersehnten Frieden!

### Am Sonntag Nachmittag.

Von Br. Liberatus, R. M. M.

Egenstochau. — Ich habe seit Jahren die hiesige Mühle zu besorgen. An abwechslungsreicher Arbeit fehlt es mir da gottlob nicht; unsere Station mit ihren vielen Schulen und Missionsanstalten ist groß, dazu kommen von allen Himmelsgegenden, oft aus ganz beträchtlicher Ferne, die Schwarzen hierher, um Mehl gegen Mais einzutauschen oder irgend eine Kleinigkeit zu kaufen. Doch so lieb mir meine Arbeit ist, schon in dem bloßen Gedanken, daß sie auch einen Teil vom großen Missionswerk bildet, so willkommen ist mir allwöchentlich der Sonntag, der Tag des Herrn. Die frühen Mor-

genstunden und der ganze Vormittag sind ausschließlich religiösen Übungen geweiht; der Nachmittag ist frei und für eine angemessene Erholung bestimmt. Nicht selten benützen wir Brüder diese Stunden zu einem Spaziergang in Gottes freier Natur.

Jüngst lud mich Bruder Eduard, unser Doktor und Krankenwärter, ein, mit ihm wieder einmal einen Krankenbesuch zu machen, und zwar sollte diesmal unser Besuch dem schwerkranken Silvester Ubeni gelten. Ich sagte mit Freuden zu, und so machten wir uns kurz nach dem Mittagessen auf den Weg. Er, als Doktor und Mediziner, vergaß nicht, seinen Thermometer einzustechen; ich selbst begnügte mich, ein paar Aepfchen mitzunehmen; denn ich weiß, mit so etwas ist man im Kaffernkraal immer willkommen. Noch ein kurzer Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, um uns seines Segens zu versichern. Bruder Eduard fügte die fromme Intention bei: „Jeder Schritt und Tritt für die armen Seelen im Fegefeuer!“ ein Gedanke, dem ich nur aus ganzem Herzen zustimmen konnte.

Zunächst betraten wir die bequeme Straße, die von der hiesigen Missionsstation zu dem etwa zwei Kilometer davon entfernten Christendorfe führt. Hier wimmelte alles von fröhlichen Menschen, lauter heimkehrenden Kirchenbesuchern. Überall lebhaftes Gepolter, herzlicher Gedankenaustausch und vergnügte Gesichter, als hätten sie den Inhalt des bekannten Büchleins von Bischof Keppeler „Mehr Freude“ in vollen Zügen in sich aufgenommen. Glaube und Opfermut schafft Freude ins Herz. Schon oft habe ich mich an den Opfern erbaut, welche diese schwarzen Neuchristen für den heiligen Glauben bringen. Manche von ihnen sind zwei bis drei Stunden weit hieher zur Kirche gekommen, dazu noch vollkommen nüchtern, und dieses Nüchternsein dauert, bis sie in den Nachmittagsstunden nach Hause kommen. Doch so etwas nehmen sie als etwas ganz Selbstverständliches mit in den Kauf und tut ihrer Fröhlichkeit nicht den geringsten Eintrag.

Ich möchte hier noch bemerken, daß auf unserer Missionsstation der eigentliche Sonntagsgottesdienst um 9.30 Uhr beginnt und bis 12 Uhr dauert. Zuerst ist hl. Messe oder Hochamt mit Predigt, nach einer kleinen Pause Christenlehre mit sakramentalem Segen. Weshalb all das zusammen? Wäre es nicht besser, Christenlehre und hl. Segen im Laufe des Nachmittags zu halten? Man hatte es früher tatsächlich so gemacht, allein aus Rücksicht auf jene, die aus großer Entfernung zum Gottesdienst kommen und daher frühzeitig den Rückweg antreten müssen, haben unsere Priester und Missionäre allgemein die erstgenannte Ordnung vorgezogen.

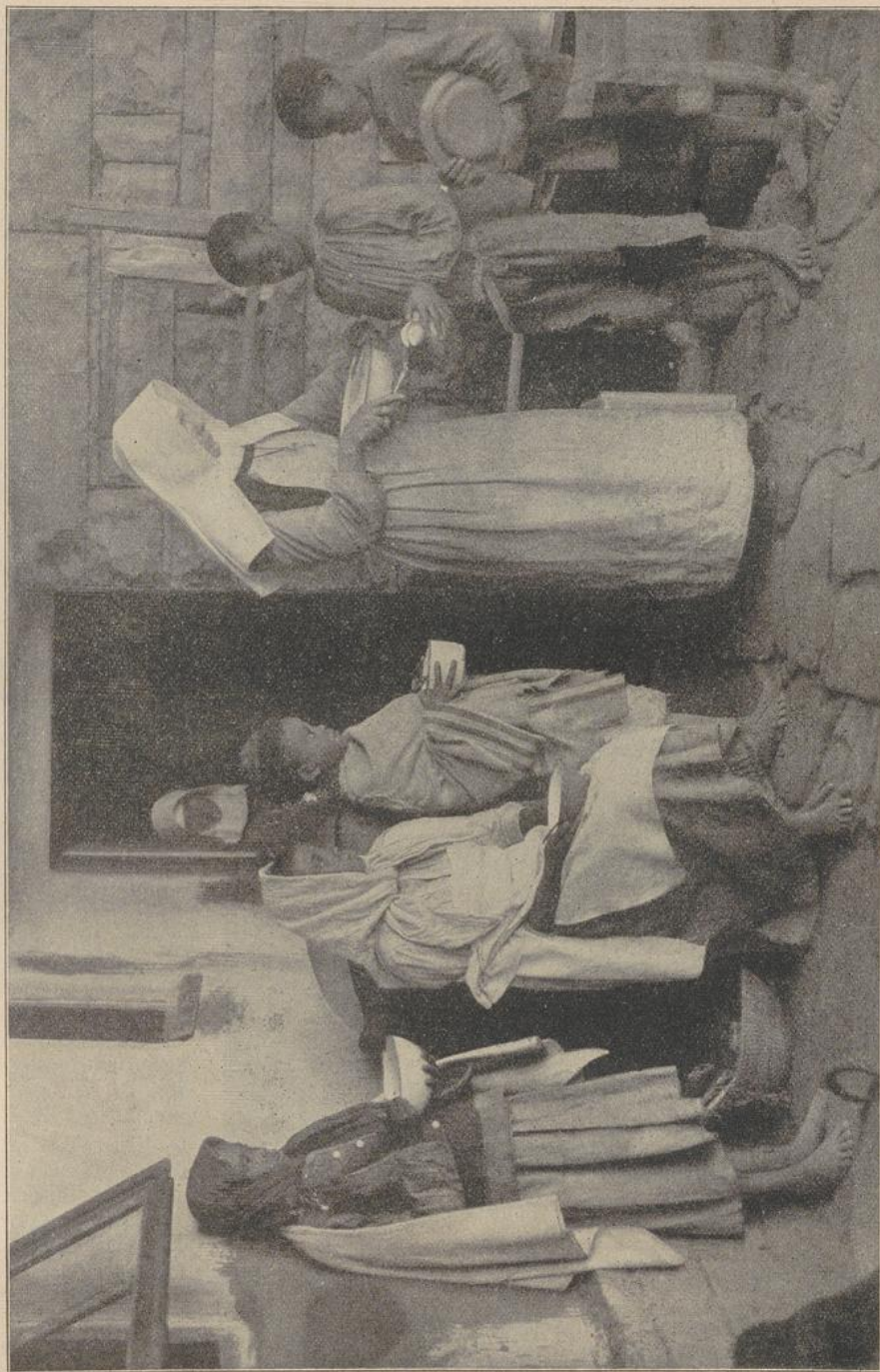
Wie sind denn diese schwarzen Kirchenbesucher bekleidet? Sehr verschieden; auch hier gibt's einen Unterschied zwischen jung und alt, reich und arm. Christen und Katechumenen sind durchaus höchst anständig nach europäischer Art gekleidet; Heiden, die sich teilweise auch schon beim Gottesdienst einfinden, begnügen sich im allgemeinen mit bloßem Lendenschurz und einer braunen Wolldecke. Wollte man aber glauben, der heidnische Kaffer gebe nichts auf Kleiderschmuck und eitlen Tand, so würde man sich sehr irren. Irgend einen Schmuck trägt jeder Kaffer und wäre es nur ein zierliches Grasgeflecht um die Handgelenke und Fußknöchel oder ein Stückchen Holz im Ohrfläppchen. Besonderen Wert legen sie auf bunte Glasperlen, womit die Mädchen oft überreich ihre Decken und Schmuckbänder verzieren; auch



Messingringe sind sehr beliebt, und wer es in der Hof-  
sart recht weit treiben will, befestigt am Kleiderfaum  
eine Menge Klingelröllchen, so daß es bei jedem Schritt  
klingt und klirrt,  
als käme ein reich  
aufgeputztes Schlit-  
tenpferd daher.

Eine bestimmte  
Mode und Kleider-  
tracht gibt's auch  
unter den Schwar-  
zen, namentlich beim  
weiblichen Geschlecht.  
Anders kleiden sich  
jüngere Mädchen,  
andere die größeren,  
speziell solche, die  
sich schon mit Hei-  
ratsgedanken tragen,  
andere eine ver-  
heiratete Frau, und  
auch hier ist wieder  
ein Unterschied zwi-  
schen jungverheira-  
teten Frauen und  
älteren. Auch an  
extravaganteren Köp-  
fen, die sich an keine  
Norm binden und  
nur der eigenen  
Laune folgen, fehlt  
es nicht. So traf  
ich einst bei meiner  
Mühle einen Kaf-  
fernjungen, der fast  
wie ein Mädchen  
gekleidet war; ein  
anderesmal kam ein  
heidnisches Mädchen  
zu Pferd, das über  
dem Weiberrock  
Weste und Tracé  
eines Burschen trug.  
Selbst Uhr und Kette  
fehlten nicht. Auf  
meine Frage, wes-  
halb sie sich denn  
so kurios kleide, er-  
widerte sie prompt:  
„Weil's mir so ge-  
fällt,“ warf sich aufs  
Roß und sprengte  
dabon, wie ein preu-  
ßischer Husar. —  
Ein gefekter Mann  
will von solchen  
Sagen nichts wissen;  
ihm imponiert ein  
mächtiger Regen-  
schirm. Drum greift  
er nach diesem. Hat er auch nichts am Leib als  
Lebenskurz und Hemd, so schreitet er doch mit  
aufgespanntem Sonnen- oder Regenschirm ernst und  
gravitatisch einher wie ein griechischer Philosoph  
oder eine weiße Modedame. In Europa würde er  
damit alle Gassenjungen in Bewegung setzen, doch  
hier im Kaffernlande sieht niemand nach ihm um.

Wir sind noch immer auf der großen Dorfstraße.  
Mein leutseliger Begleiter wird von allen Seiten  
freundlich begrüßt, während ich still meinen eigenen Ge-



Anstellung der Armenstuppe. (Missionsstation Mariagell in der Kap-Provinz.)

denken nachhänge. Da nähern wir uns einer Gruppe  
Frauen, die vergnügt am Wege sitzen und schnupfen.  
Beim Kaffernvolk, wo Frauen und Mädchen ebenso  
fleißig schnupfen wie die Männer, ist das eine wichtige,  
ernste Sache, die mit Bedacht vollzogen sein will. Der  
Schwarze schnupft nicht wie der Weiße in einem Zug und  
mit den bloßen Fingern, ihm kommt das in hohem



Grade unrationell und unästhetisch vor. Er ißt zwar mit der bloßen Hand, bedient sich aber beim Schnupfen eines zierlich aus Horn oder Bein gearbeiteten Löffelchens, das er stets in seinem dichten Wollhaar trägt. Dieses füllt er mit einer gehörigen Prise Tabak und führt es etliche zwanzig- oder dreißigmal gegen die Nase, Stäubchen um Stäubchen gierig einsaugend. Das heißt mit Anstand und Verstand schnupfen; und ersetzt ihm das Löffelchen zugleich das Taschentuch, und gelegentlich fängt er damit wohl auch eine Träne auf, die er aus

lächter aus. Ich möchte hier bemerken, daß die protestantischen Kaffern mit Vorliebe alttestamentliche Namen wählen; bei uns Katholiken wollte das nie Anklang finden, wir geben unseren Täuflingen die Namen christlicher Schutzpatrone.

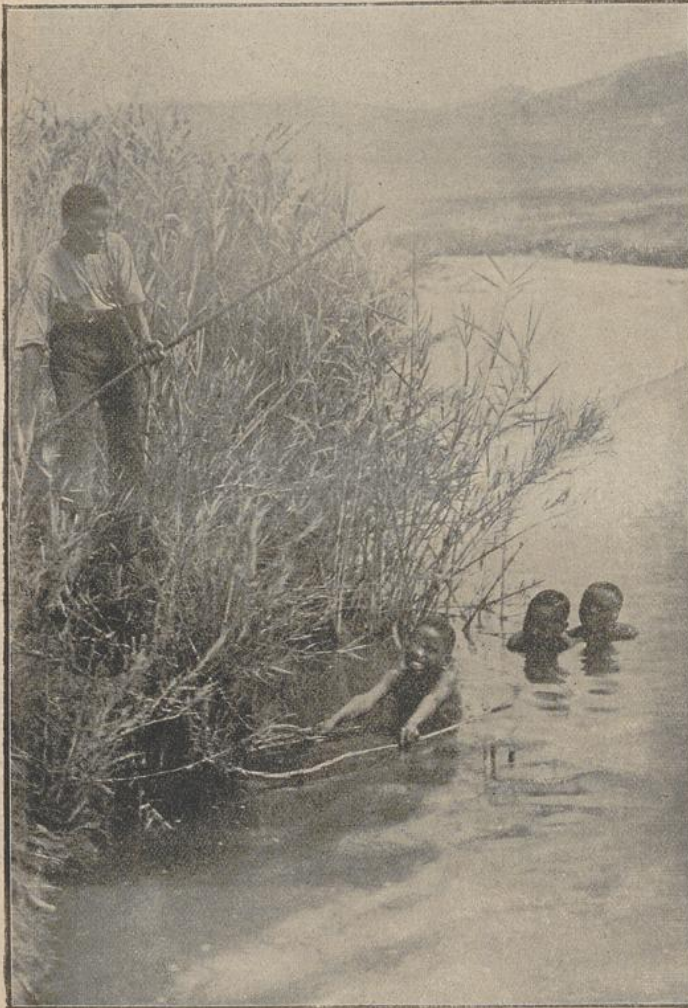
Nun lenken wir, um zum Kraale des Kranken zu kommen, in einen schmalen Seitenpfad ein. Ich kannte unseren Silvest Ubeni schon lang. Er war ein großer, mächtig gebauter Mann und hatte sich viele Jahre hindurch der besten Gesundheit erfreut. Seit geraumer Zeit klagte er über heftige Schmerzen im Knie. Man legte anfangs der Sache keine große Bedeutung bei, doch allmählich bildete sich innerlich ein bösarziges Geschwür, das immer weiter um sich fraß und zuletzt auch die Knochen angriff. Unser Patient litt an Knochenfraß, und an Heilung war nicht mehr zu denken. Ich wußte das und fragte daher meinen Begleiter: „Bruder Eduard, was nützt es eigentlich, daß wir da einen Weg von zwei Stunden zu einem kranken Manne machen, dem wir doch nicht helfen können?“ Die schöne Antwort war: „Helfen können wir ihm nicht, aber wir würden es tun, wenn wir es könnten; der liebe Gott aber nimmt den guten Willen fürs Werk. Ferner wird es dem armen kranken Silvester doch ein Trost sein, wenn wir ihn besuchen. Der Bruder hatte recht und ich mußte ihm aus ganzem Herzen beistimmen.“

So wanderten wir geraume Zeit dahin; es war ein stiller, einsamer Fußpfad, auf dem uns fast niemand begegnete. An einer Stelle kamen wir an ein paar heidnischen Kafferngräbern vorbei. Wie einsam und verlassen liegen diese armen Heiden hier, und wie ganz anders wird für unsere verstorbenen Christen gesorgt! Sie liegen in geweihter Erde und harren auf den Tag der seligen Auferstehung, während ihre Grabstätte mit Blumen und dem Zeichen der Erlösung geschmückt ist. Bruder Eduard hat bekanntlich auch den Gottesacker in Pflege und rechnet es sich zur besonderen Ehre an, ihn stets in denkbar bester Ordnung zu halten.

Noch ein steiler Hügel, heißer Schweiß dringt aus allen Poren, denn es ist heute ein echt afrikanischer Sommertag, und wir stehen vor der armen Lehmhütte des Kranken. Nebenan hinter einem Gebüsch sehen wir

ein paar fette Schweine. Sie liegen auf grünen Maisstengeln und sind wie Hunde an Ketten angelegt. So genießen sie frische Luft, brauchen keinen Stall und können sich weder verlaufen, noch in den benachbarten Feldern Schaden anrichten. Der Kaffer ist offenbar in seiner Art ein praktischer Mensch.

Doch nun zum Kranken! Es ist sonst in einer Kaffernhütte Sitte, daß der Eintretende schweigt, sich niedersetzt und gelassen umherschaut, bis ihn der Hausherr mit den Worten begrüßt: „Sakubona, wir haben dich gesehen,“ worauf er mit „yebo, ja“ antwortet. Nun macht das Sakubona die Munde bei allen Kraalinsassen,



Nur Mut, es wird schon gehen! (Am Umsinkensfuß bei Gzenstochau.)

altem Aberglauben mit verächtlicher Gebärde hinter sich über die Schulter wirft.

Raum sind wir einige Schritte an den genannten Frauen vorüber, so ruft uns eine nach: „Bruder Eduard!“ — „Nun, was gib's?“ — „Heute ist mein jüngstes Kind getauft worden.“ — „Schön, und welchen Namen hat es bekommen?“ — „Tobias heißt es.“ Der Bruder machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und ging lächelnd weiter. „Bruder, warum lachst du?“ fragte die erstaunte Frau. „Weil du keinen schönen christlichen Namen gewählt hast.“ Bei diesen Worten brachen alle übrigen Frauen in ein schallendes Ge-



vom ältesten bis zum jüngsten, und jedesmal wird mit yebo geantwortet. Wir hielten uns an diese steife Zeremonie nicht, sondern gaben allen miteinander, dem kranken Manne, seiner Frau und dem einzigen erwachsenen Sohn den christlichen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus“, worauf sie in üblicher Weise antworteten, denn sie waren alle getauft.

Bei den Raffern liegt ein Kranker in der Regel mitten im Kraal beim wärmenden Herdfeuer auf einer Binjenmatte am Boden. Unser Silvester dagegen war ausnahmsweise auf einen gut gefüllten Strohsack gebettet; doch das linderte seine entsetzlichen Schmerzen nur wenig. Er hielt das hochangeschwollene Knie, aus dem beständig Eiter quoll, etwas seitwärts und seine schmerzlich verzerrten Gesichtszüge bekundeten nur zu deutlich, was er innerlich litt. Der Ärmste lag jetzt schon fünf Monate so da und konnte sich vor Schmerzen

wir uns von dieser Stätte des Elendes. Willst du Weisheit lernen, so geh' ins Trauerhaus, sagt die Heilige Schrift, und nicht ins Haus der Freude.

Bei der Rückkehr schlugen wir einen andern Weg ein. Als wir wieder in der frischen Luft waren, schöpften wir tiefen Atem. Das Schrecklichste in der armen Lehmhütte war nämlich der unsäglich peinliche Geruch. „Ist es denn möglich“, fragte ich den Bruder, „daß es die Leute in diesem engen, verpesteten Raume aushalten?“ — „Ja“, sagte er, „hier wohnen, schlafen und essen sie.“ Welch ein Leiden, welche eine Prüfung! Warum hat ihnen Gott diese Prüfung geschickt? Wer vermag es zu sagen?

Für Silvester selbst ist es wohl eine gerechte Strafe. Er war früher ein harter, verstockter Heide und wollte durchaus nicht zugeben, daß seine Frau Christin werde. Diese aber blieb fest, besuchte fleißig den christlichen



Besuch im heidnischen Kraal.

nicht umwenden und kaum rühren. Er bot uns gerührt die Hand und bat flehentlich um eine Arznei zur Linderung seiner Schmerzen. Doch was konnten wir da machen? Bruder Eduard meinte, man könnte höchstens das franke Bein in warmem Wasser baden. Doch dazu fehlte es in dem armen Kraal an jeder Vorrichtung; bis man bloß heißes Wasser zur Hand gehabt hätte, wären vielleicht zwei Stunden vergangen, und so viel Zeit stand uns nicht zur Verfügung; wir mußten bald wieder heim.

So begnügten wir uns, den Leuten Trost zuzusprechen, in erster Linie dem Kranken, dann aber auch den beiden andern, denn auch sie litten schwer und fanden Tag und Nacht keine Ruhe. Ich bot ihnen meine paar Apfelschen an, die sie mit Dank entgegennahmen, und Bruder Eduard versprach, einen neuen Strohsack besorgen zu wollen; denn der alte, auf dem der Patient seit Jahr und Tag liegt, war schon ganz morsch und drohte in Fetzen zu gehen, so oft man ihn mit frischem Stroh füllte. Voll Mitleid im Herzen verabchiedeten

Unterricht und sparte sich mühsam das nötige Geld zusammen, um sich nach Art der Katechumenen ordentlich kleiden zu können. Mehr als einmal wurden ihr von dem rohen Manne die christlichen Kleider unter Schlägen und Mißhandlungen vom Leibe gerissen. Trotzdem harrete sie aus, wurde Christin und ließ auch ihre Kinder taufen. All ihre Kraft und Stärke suchte und fand sie im fleißigen Empfang der hl. Sakramente.

Zulezt gelang es ihr sogar, den Mann auf andere Wege zu bringen. Lange wollte er allerdings vom Christentum nichts wissen, als ihn aber der Herr in die Leidenschule nahm und ihm die furchtbaren Schmerzen schickte, wurde er weich, ging in sich und bat, den Missionspriester zu rufen, damit er ihn taufe. Die Lebens-tage des Silvester sind gezählt. Für ihn ist der Tod eine wahre Erlösung. Sein Jegfeuer kann er auf Erden durchmachen, und im Lichte des Glaubens betrachtet, müssen wir sagen, daß gerade sein Leiden die größte Gnade gewesen, die ihm Gott hienieden erwies. Was Gott tut, das ist immer wohlgetan. (Schluß folgt.)